

The volume under review should be considered a valuable contribution to writing “a more polycentric history of the anthropological discipline” (p. 31). As an institutional and biographical itinerary of the field, it will be indispensable for further in-depth studies. Critical remarks, of course, can be made. Some contributions rely probably too heavily on programmatic statements at the expense of the analysis of actual practice of researchers. Relations between agricultural reforms, especially in socialist countries, and ethnographical expertise would be an interesting subject. One may expect the “national question” to figure more prominently in a book that describes the history of the discipline that specializes in ethnic matters in a region like the Balkans. Hopefully these and other issues will be analyzed in subsequent studies, inspired by the present volume.

Notes:

- 1 F. Müllfried/S. Sokolovskij (eds.), *Exploring the Edge of Empire*, Berlin, 2011.

Oscar Sanchez-Sibony: *Red Globalization, The Political Economy of the Soviet Cold war from Stalin to Khrushchev*, Cambridge: Cambridge University Press, 2014, 278 S.

Rezensiert von
Uwe Müller, Leipzig

Das Buch behandelt die Außenwirtschaftspolitik der Sowjetunion, wobei der Schwerpunkt auf den Jahren zwischen Sta-

lins Tod und der Machtübernahme durch Leonid Breschnew liegt. Die Darstellung beruht auf der Nutzung mehrerer Moskauer Archive, die die Auswertung von Dokumenten vor allem des Ministerrats, des Zentralkomitees der KPdSU, von GOSPLAN, des (Außen-)Handelsministeriums sowie des Nachlasses von Anastas Mikoyan, der über vier Jahrzehnte die Außenwirtschaftspolitik maßgeblich prägte, ermöglichte. Positiv hervorzuheben ist, dass sich Sanchez-Sibony auch darum bemüht, die Ziele der jeweiligen Handelspartner zu rekonstruieren, wobei er zumeist auf Sekundärliteratur zurückgreift.

Das erste der sechs Kapitel behandelt die 1920er und 1930er Jahre und schildert zunächst die vergeblichen Versuche, im Rahmen der Neuen Ökonomischen Politik und auch noch am Beginn des ersten Fünfjahrplanes zum Goldstandard sowie zu einer Wiederbelebung der Agrarexportpolitik der Vorkriegszeit zurückzukehren. Gerade auch Stalin habe erst seit 1931 durch den anhaltenden Verfall der Agrarpreise auf den Weltmärkten sowie unter dem Eindruck eines generell kollabierenden Welthandels und Kreditmarktes während der Weltwirtschafts- und Finanzkrise sowie einer antikommunistischen Koalition unter Führung Großbritanniens und Frankreichs auf Importsubstitution gesetzt. Die sowjetische Autarkiepolitik der 1930er Jahre entsprang also nicht etwa eigenen wirtschaftspolitischen Leitbildern, sondern war – ähnlich wie bei vielen anderen Ländern der europäischen Peripherie sowie Asiens und Lateinamerikas auch – eine Strategie zur Krisenbewältigung. Im zweiten Kapitel über das erste Nachkriegsjahrzehnt betont der Autor, dass die Sowjetunion zunächst auf westliche Kre-

dite für den Wiederaufbau der eigenen Wirtschaft setzte und die Abschottung erst begann, als die USA die faktische Aufgabe der ostmitteleuropäischen Einflussphäre als Gegenleistung für eine Beteiligung am Marshallplan forderten.

Im dritten Kapitel geht es um die Wiederbelebung des sowjetischen Außenhandels in den späten 1950er Jahren mit den „entwickelten kapitalistischen Ländern“ Westeuropas und Japan. Angesichts von Rekordwachstumsraten auf beiden Seiten, eines großen Bedarfs an westlichen Investitionsgütern in der Sowjetunion sowie an Rohstoffen auf der anderen Seite bestanden gute Voraussetzungen für eine Intensivierung der Wirtschaftsbeziehungen, zumal die westlichen Partner ihre Dollarknappheit allmählich überwandern oder sich auf Clearing-Verfahren einließen und sich Einmischungen der USA in die Gestaltung ihrer Außenwirtschaftsbeziehungen zunehmend widersetzten. Tatsächlich wuchs der sowjetische Außenhandel in den späten 1950er Jahren deutlich stärker als der Welthandel insgesamt (S. 122). Allerdings war hier das Ausgangsniveau sehr gering. Außerdem sah sich die Führung um Chruschtschow mit westlichen Klagen über Qualitätsmängel der sowjetischen Exportgüter sowie ineffiziente Bürokratien konfrontiert.

Das vierte und längste Kapitel beschäftigt sich mit den sowjetischen Wirtschaftsbeziehungen zu den Entwicklungsländern in den fünfziger und frühen sechziger Jahren, vor allem mit Indonesien, Burma, Afghanistan, Ägypten und Indien. Der Autor analysiert hier die durchaus unterschiedlichen Interessenlagen der einzelnen Länder sehr gut, identifiziert aber auch wichtige Gemeinsamkeiten. In allen Fällen ging die

Initiative zur Aufnahme bzw. Intensivierung der Außenhandelsbeziehungen von den Staaten des „Global South“ aus. Die Sowjetunion spielte in den jeweiligen Außenwirtschaftsbeziehungen jedoch immer nur eine bestenfalls zweitrangige Rolle. Auch die Motive der Entwicklungsländer ähnelten sich: Sie setzten auf sowjetische Unterstützung bei der Realisierung einer importsubstituierenden Industrialisierung (ISI-Strategie). Die UdSSR erwies sich mitunter als geeigneter Partner für Barter-Geschäfte sowie bei der Durchführung von Großprojekten, sie ließ sich zudem fast immer als Argument bei Bemühungen um großzügigere Entwicklungshilfe des Westens nutzen. Weniger klar sind die sowjetischen Motive und Interessen. Der Autor macht zwar überzeugend deutlich, dass es den sowjetischen Akteuren nicht um einen Systemwettbewerb oder einen Kalten Krieg mit Mitteln der Ökonomie, nicht einmal um die Herstellung von Abhängigkeit gegenüber sowjetischen Technologien und Beratern ging. Dies hätten die sowjetischen Ressourcen auch gar nicht erlaubt, was den Verantwortlichen durchaus bewusst war. Warum jedoch die – wie Sanchez-Sibony immer wieder betont – ausgesprochen rationale und keinesfalls ideologisch geleitete sowjetische Führung auch nach der im Jahre 1961 vorgenommenen kritischen Revision der sich häufig als ökonomisch unvorteilhaft erweisenden Wirtschaftsbeziehungen zur Dritten Welt diese weiter pflegte und mitunter auch ausbaute, bleibt bis zu einem gewissen Grade unklar. Ging es wirklich nur darum, die ökonomische Unabhängigkeit der ehemaligen Kolonien zu stärken und gleichzeitig auf politische Neutralität zu hoffen? (S. 151). Der Autor argumentiert

zwar, der mangelnde Eigennutz habe dazu geführt, dass der Anteil des „Globalen Südens“ am sowjetischen Außenhandel schon bei 13 Prozent sein natürliches Limit erreicht habe (S. 244), verkennt aber dabei, dass diese „Sättigung“ – nach seinen eigenen Angaben – erst Ende der 1960er Jahren einsetzte, nachdem zuvor der Handel mit den Entwicklungsländern deutlich angestiegen war (S. 206).

Das relativ kurze fünfte Kapitel widmet sich den Versuchen der Sowjetunion, ihre Öl- und Gasexporte nach Westeuropa und Japan zu steigern und im Gegenzug von den Empfängerländern Kapital und Technologien zum Ausbau der entsprechenden Infrastrukturen zu erhalten. Im sechsten und letzten Kapitel kehrt Sanchez-Sibony zu den sowjetischen Wirtschaftsbeziehungen mit dem „globalen Süden“ zurück, konzentriert sich jetzt aber auf die Analyse der Hemmnisse für deren Intensivierung und das (partielle) Scheitern, wofür zum einen die Entwicklungen in Ägypten, Ghana und Guinea sowie zum anderen die Revisionen der eigenen Politik in Moskau analysiert werden.

Das Buch enthält eine ganze Reihe wichtiger Thesen, die zwar nicht alle völlig neu sind, hier aber in ihren wechselseitigen Bezügen dargestellt werden. Dabei geht es zum einen – wie man in einem Buch über „Politische Ökonomie“ erwarten darf – um eine Analyse der wirtschaftlichen Machtverhältnisse, die tatsächlich von zahlreichen Historikern, die sich mit dem Kalten Krieg beschäftigen, vernachlässigt werden. Sanchez-Sibony lehnt die Interpretation des Kalten Krieg als vorrangig bipolare Beziehung aufgrund ihrer sehr eingeschränkten Erklärungskraft ab. Mehr noch: Der Geltungsbereich der Meistererzählung

vom Kalten Krieg wird auf das atomare Wettrüsten geschrumpft. Bipolarität hat schon deshalb nicht bestanden, weil die sowjetische Ökonomie deutlich leistungsschwächer war als die US-amerikanische. Das Gleiche galt für die Wirtschaftskraft der Blöcke. Demzufolge hat die Sowjetunion auch keine Autarkiepolitik betrieben, sondern im Gegenteil versucht, durch Integration in die Weltwirtschaft Kapital und Technologie für die Modernisierung der eigenen Volkswirtschaft zu generieren. Wirtschaftliche Abschottung vom Westen war nie ein Ergebnis sowjetischer Strategien, sondern Resultat dysfunktionaler Weltmärkte und/oder einer Isolation durch den Westen. Die Außenwirtschaftspolitik des Westens unterlag wesentlich größeren ideologischen Einflüssen und musste sich häufiger (geo-)politischen Prämissen unterordnen, als dies beim auf dem Feld der Ökonomie (notgedrungen) pragmatisch agierenden Osten der Fall war. Da die Sowjetunion dringend westliches Kapital, Deviseneinnahmen aus eigenen Exporten und Know-how benötigte, betrachtete sie ihr Verhältnis zum Westen aus ökonomischer Sicht nicht als Kampf um Einflussphären oder als Nullsummenspiel. Anders als im Falle des Verhältnisses von Warschauer Pakt und Nato, war der RGW weit davon entfernt, ein auch nur einigermaßen ebenbürtiger Gegenspieler des Bretton-Woods-Systems oder der EWG zu sein, denn die Spielregeln der Weltwirtschaft wurden nur von einer der beiden Seiten bestimmt.

Dies hat wiederum einen Einfluss auf den zweiten Thesenkomplex, der sich mit den Wirtschaftsbeziehungen zwischen der Sowjetunion und dem „Globalen Süden“ beschäftigt. Diese waren für beide Seiten

gegenüber dem jeweiligen Austausch mit den entwickelten kapitalistischen Ländern nachrangig. Einzige Ausnahmen bildeten die Länder, die aufgrund massiver Repression des Westens gar keine andere Wahl hatten, als die Sowjetunion um Hilfe zu bitten. Im Band wird dies am Beispiel Kubas gezeigt. Hier gab es auch gewisse Transfers des sowjetischen Wirtschaftsmodells. Normalerweise hatten jedoch Versuche der Wirtschaftsplanung und die Verstaatlichung von Teilen der Wirtschaft in Ländern des „Globalen Südens“ wenig mit dem realsozialistischen Vorbild der Sowjetunion zu tun.

Diese im Buch auch immer wieder mit guten Argumenten begründeten Thesen werden vom Rezensenten grundsätzlich geteilt. Dennoch sind einige kritische Bemerkungen angebracht. Zunächst ist eine Orientierung auf die Außenwirtschaftspolitik sicher unvermeidbar mit einer tendenziellen Vernachlässigung innerer Einflussfaktoren verbunden. Zur Komplettierung des Bildes sei deshalb hier nur kurz erwähnt, dass die geringen bzw. sinkenden Außenhandelsquoten der 1920er und 1930er Jahre zum nicht unerheblichen Teil an der – im Verhältnis zur zaristischen Zeit und den Mitbewerbern – geringen Agrarproduktivität lagen. Hinzu kamen die Mechanismen der Planwirtschaft, die eher keine Anreize zur Exportproduktion lieferten, sowie die vielfältigen – vom Autor mehrfach beschriebenen – Qualitätsprobleme.

Zweitens ist auch Sanchez-Sibony mit einem Problem konfrontiert, das im Grunde alle Historiker betrifft, aber bei Untersuchungen der Politik in staatssozialistischen Ländern besonders gravierend ist. Die Unterscheidung von Propaganda und „tatsächlichen“ Handlungsmotiven ist in

jedem Einzelfall schwierig und mitunter auch nicht möglich. Es ist schon erstaunlich, dass ausgerechnet Nikita Chruschow, der immer wieder verlautbarte, die Sowjetunion könne bald Produktivität und Konsum des Westens übertreffen, bei der Einschätzung der sowjetischen Chancen auf einzelnen Märkten so ein großer Realitätssinn zugesprochen wird.

Drittens – und dies ist zweifellos die gravierendste Kritik an einem Buch über „Red Globalization“ – behandelt Sanchez-Sibony die Länder des RGW, mit denen die Sowjetunion – trotz abnehmender Tendenz – bis zu ihrer Auflösung im Jahre 1991 immer den größten Teil ihres Außenhandels abwickelte, nur am Rande (S. 69 f.). Dies erfolgt mit dem Verweis auf einen einzigen Titel: das zweifellos innovative, jedoch die Komplexität der Funktionen des RGW und des auf bilateralen Abkommen zwischen den sozialistischen Ländern beruhenden Außenhandels nicht annähernd erfassende Buch von Randall W. Stone. Es geht hier nicht darum, zusätzliche Kapitel einzufordern. Aber die zwischenzeitliche Abwendung der Sowjetunion vom Weltmarkt in den späten 1940er Jahren kann man nur verstehen, wenn man die sowjetische Reparationspolitik und die zu diesem Zeitpunkt für die UdSSR noch vorteilhafte Gestaltung des „Außenhandels“ mit den Staaten in der gerade gewonnenen Einflussphäre berücksichtigt. Später machte die Sowjetunion im RGW Bekanntschaft mit der „Macht der Schwachen“, was die Haltung zu sich ähnlich verhaltenden Entwicklungsländern sicherlich beeinflusste. Schließlich darf nicht vergessen werden, dass im Rahmen des RGW eben nicht nur ein „exchange of inefficiencies“ (S. 12) stattfand, der die Hinwendung zum

kapitalistischen Ausland hervorrief, sondern dass es auch zahlreiche Versuche gab, Misserfolge auf dem Weltmarkt durch bessere Arbeitsteilung im Rahmen des RGW zu kompensieren. Im Übrigen spielten die sozialistischen Staaten Ostmittel- und Südosteuropas auch durchaus eigenständige Rollen im „Globalen Süden“.

Weitere Forschungen über die „Red Globalization“ sollten also folgen und sich im „roten Bereich“ nicht auf die Sowjetunion beschränken. Die bahnbrechende Studie von Oscar Sanchez-Sibony bietet ihnen eine Fülle von Erkenntnissen und Anregungen.

Boris Belge / Martin Deuerlein,
(Hrsg.): **Goldenes Zeitalter der Stagnation? Perspektiven auf die sowjetische Ordnung der Brežnev-Ära (= Bedrohte Ordnungen, Bd. 2),**
Tübingen: Mohr-Siebeck, 2014, 329 S.

Rezensiert von
Katharina Schwinde, Jena

Mit der Aufgabe, die Brežnev-Ära abseits lähmender und verstaubter historischer Signaturen zu beleuchten, befinden sich Boris Belge und Martin Deuerlein in guter Gesellschaft der neueren Sowjetunionsforschung. Die längste aller Epochen der Sowjetgeschichte hat nach langen Jahren der Vernachlässigung ihren festen Platz in der Forschung gefunden. In diesem Zusammenhang ist auch der vorliegende Sam-

melband zu werten, der aus einem von den Autoren organisierten Workshop der Universität Tübingen aus dem Jahr 2012 hervorgegangen ist. Das von ihnen herausgegebene Buch verweist bereits im Titel auf das Hauptanliegen des Bandes. Ziel ist es, die immer noch vorherrschenden Topoi zur Brežnev-Ära kritisch zu hinterfragen und sie auf ihre Haltbarkeit zu prüfen. Dabei geht es den Autoren um nicht weniger als um eine „zeitliche und räumliche Perspektiverweiterung“ anhand neuester Forschungsergebnisse (S. 8).

Die starken Fluchtpunkte des Bandes stellen die Einleitung der Herausgeber und der Schlussbeitrag von Klaus Gestwa dar. Belge und Deuerlein geben in ihrer Einführung nicht nur einen profunden Überblick über die aktuellen Forschungsdebatten und die Forschungsliteratur. Sie diskutieren neben der Historisierung zeitgenössischer Deutungen zudem die Entwicklung eines neuen, übergreifenden Epochenbegriffes. Anlehnend an die Forschungen von Susanne Schattenberg und Juliane Fürst, die den Alternativbegriff der „Normalität“ geprägt haben und den Forschungen zur Ritualisierung des öffentlichen Lebens nach Yurchak, führen die Autoren den Analyseterminus der „Hyperstabilität“ ein.¹ Belge und Deuerlein zufolge wird dieser als eine „über Kommunikation vermittelte soziale und kulturelle Konstruktion von Normalität und Stabilität“ definiert (S. 13). Die Ausrichtung des sowjetischen Staates auf diese Prinzipien habe die unbeabsichtigte Ausdifferenzierung und Pluralisierung gesellschaftlicher Gruppen zur Folge gehabt. So kam es neben der Herstellung von personellen Kontinuitäten, die Korruption und Vetternwirtschaft begünstigten, zur Ausbildung von Dissidenz. Dieser Argu-